

KATE
MOSSE

Die Frauen
von Carcassonne

ROMAN

Aus dem Englischen
von Ulrike Wasel
und Klaus Timmermann

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Citadel« bei Orion Publishing, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Copyright © 2012 by Mosse Associates Ltd.
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe bei Droemer Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Katya Evdokimova / Arcangel Images

Karten: Computerkartographie Carrle

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-28103-1

Wir sind, ich bin, du bist es
die feige oder furchtlos
unseren Weg finden
zurück zu dieser Szenerie
mit einem Messer, einer Kamera
einem Mythenbuch
in dem
unsere Namen nicht erscheinen.

aus *Ins Wrack tauchen*
ADRIENNE RICH, 1973

*Zur Erinnerung
an die beiden unbekannten Frauen,
die am 19. August 1944
in Baudrigues ermordet wurden.*



PROLOG



Coustaussa
19. August 1944

Die Leichen sieht sie zuerst. Am Dorfrand, ein Paar Männerschuhe und die nackten Füße einer Frau, die Zehen zum Boden gereckt wie eine Tänzerin. Die Körper baumeln und drehen sich träge in der brennenden Augustsonne. Die Fußsohlen der Frau sind schwarz, ob von Schmutz oder von der Hitze aufgebläht und verfärbt, lässt sich auf diese Entfernung nicht sagen. Fliegen schwärmen, streiten, fressen.

Die Frau, die sich Sophie nennt, schluckt schwer, aber sie verzieht keine Miene und sie schaut nicht weg, gibt dem Mann und der Frau etwas von der Würde zurück, die ihnen durch die Art ihres Todes geraubt worden ist. Näher heran wagt sie sich nicht – es könnte eine Falle sein, es sieht aus wie eine Falle –, doch von ihrem Versteck im Unterholz aus kann Sophie die groben Stricke sehen, mit denen den Opfern die Arme auf den Rücken gebunden sind. Die Hände des Mannes sind zu Fäusten geballt, als hätte er sich noch gewehrt, ehe er starb. Er trägt

eine blaue Drillichhose – ein Bauer oder ein Flüchtling, kein Partisan. Der Rock der Frau hebt sich leicht in der Brise, ein Muster aus zartlila Kornblumen auf blassgelbem Grund. Sophie schirmt die Augen ab und folgt mit ihrem Blick dem Strick aufwärts, durch das dunkelgrüne Laub der alten Steineiche bis zu dem Ast, der als Galgen dient. Beide Opfer tragen Kapuzen aus grobem Sackleinen, das von der Schlinge fest zusammengezogen ist.

Sie glaubt nicht, dass sie die beiden kennt, aber sie spricht trotzdem ein Gebet für sie. Um des alten Rituals willen, nicht, weil sie gläubig ist. Der christliche Mythos bedeutet ihr nichts. Sie hat zu viel gesehen, um an einen solchen Gott zu glauben, an so herrliche Märchen.

Kein Tod vergessen.

Sophie atmet tief durch, verdrängt den Gedanken, dass sie zu spät kommt, dass das Töten bereits begonnen hat. Tief geduckt läuft sie im Schutz der niedrigen, langen Mauer Richtung Dorf. Sie weiß, dass zwischen dem Ende der Mauer und den ersten Außengebäuden des alten Andrieu-Gehöfts eine etwa fünf Meter große Lücke klafft. Keine Deckung, kein Schatten. Falls sie dort warten, hinter den dunklen Fenstern des Hauses neben dem alten Friedhof lauern, wird die Kugel sie dort finden.

Aber es ist kein Scharfschütze da, überhaupt niemand. Sie erreicht die letzte *capitelle*, eine alte Steinhütte, die typisch ist für die Berge nördlich von Coustaussa, und schlüpft hinein. Eine Zeit lang haben sie darin Waffen gelagert. Jetzt ist sie leer.

Von hier hat Sophie einen freien Blick hinunter aufs Dorf, auf die großartige Ruine der Burg im Westen. Sie sieht Blut auf der getünchten Mauer des Andrieu-Hauses, ein roter Strahlenkranz, als wäre Farbe von einem Pinsel gespritzt. Zwei deutlich erkennbare Zentren, an den Rändern überlappend und schon von der Nachmittagssonne rostbraun verfärbt. Sophie erschauert, doch gleichzeitig hofft sie, daraus schließen zu können,

dass der Mann und die Frau zuerst erschossen wurden. Erhängen ist eine unglaublich grausame Todesart, langsam, erniedrigend, und sie hat solche Doppelhinrichtungen schon anderswo gesehen, einmal in Quillan und einmal in Mosset. Strafe und Abschreckung, die Leichen den Krähen überlassen wie an einem mittelalterlichen Galgen.

Dann bemerkt sie verwischte Spuren auf dem Boden vor der Mauer, von wo die Leichen weggeschleift wurden, und Reifenabdrücke, die Richtung Dorf führen, nicht zu der Steineiche, und sie fürchtet, das könnte noch zwei weitere Opfer bedeuten. Mindestens vier Tote.

Sie vermutet, dass alle aus dem Dorf auf dem Place de la Mairie zusammengetrieben worden sind, während die Soldaten die Gebäude durchsuchten. Ob Braun- oder Schwarzhemden, die Methoden sind dieselben. Sie suchen nach Deserteuren, nach Maquisards, nach Waffen.

Nach ihr.

Sophie sucht den Boden nach Patronenhülsen ab. Die Hülsen könnten ihr verraten, mit was für einer Waffe geschossen wurde, und die Waffe wiederum, wer geschossen hat. Gestapo oder Milice oder vielleicht sogar einer von ihren eigenen Leuten. Aber sie ist zu weit weg, und ganz offensichtlich haben die Mörder darauf geachtet, möglichst nichts Belastendes zurückzulassen.

Sie erlaubt sich einen Moment der Ruhe, genießt den kühlenden Schatten der *capitelle*. Das Herz stockt und stolpert ihr in der Brust wie ein alter Automotor, der nicht anspringen will. Ihre Arme sind mit Kratzern und Schnitten übersät vom Stechginster und Weißdorn in den Wäldern. Die Büsche sind nach der wochenlangen Dürre trocken und tückisch. Ihre zerrissene Bluse bringt sonnengebräunte Haut und die unverkennbare Narbe an ihrer Schulter zum Vorschein. Wie ein Lothringer Kreuz, hat Raoul gesagt. Sie hält die Narbe tunlichst bedeckt. An ihr allein wäre sie eindeutig zu identifizieren.

Sophie hat sich die Haare geschnitten und trägt nur noch Hosen, aber sie sieht noch immer aus wie eine Frau, trotz ihrer Magerkeit. Sie blickt auf die Stiefel an ihren Füßen, Männerstiefel, mit Kordel zusammengehalten und an den Fersen mit Zeitungspapier ausgestopft, damit sie besser passen, und sie denkt an die kirschroten Schuhe mit den kleinen schwarzen Absätzen, die sie trug, als sie mit Raoul im Café Païchérout tanzte. Sie fragt sich, ob die Schuhe noch immer im Schrank in dem Haus an der Rue du Palais sind oder ob irgendwer sie mitgenommen hat. Aber egal. Für modischen Luxus hat sie sowieso keine Verwendung mehr.

Sie will sich nicht erinnern, aber urplötzlich taucht ein Bild in ihrem Kopf auf. Sie sieht sich selbst an einer Ecke der Rue Magazan stehen, im Sommer vor zwei Jahren, und in die Augen eines jungen Mannes blicken, von dem sie weiß, dass er sie lieben wird. Und dann einige Wochen später, im Arbeitszimmer ihres Vaters hier in Coustaussa, wo sie die Wahrheit erfährt.

»Und es werden sich erheben die Heere der Luft, die Geister der Luft.«

Sophie blinzelt die Erinnerungen fort. Sie wagt noch einen Blick aus dem Schutz der *capitelle* hinunter zu den Häusern und dann hinauf zum Camp Grand und der Garrigue im Norden. Marianne und Lucie haben die Dorfbewohner vor der drohenden Attacke gewarnt und dann im Westen Posten bezogen, während Suzanne und Liesl von der Burgruine aus angreifen werden. Noch ist niemand zu sehen. Sie weiß nicht, ob die anderen, die ihr versprochen wurden, kommen werden.

»Und die Zahl war zehntausend mal zehntausend.«

Die lastende Stille hängt über dem wartenden Land. Es ist, als würde die Luft selbst flirren und schimmern und pulsieren. Die Hitze, die Zikaden, das Schwanken des wilden Lavendels und leuchtend gelben Ginsters zwischen den Disteln, der flüsternde Tramontana-Wind in der Garrigue.

Einen Moment lang versetzt Sophie sich zurück in die sichere Vergangenheit. Ehe sie Sophie wurde. Sie schlingt die Arme um die Knie und gesteht sich ein, wie passend es ist, dass hier, wo alles begann, auch das Ende kommen wird. Dass das Mädchen, das sie war, und die Frau, die sie geworden ist, hier Schulter an Schulter ihren letzten Kampf ausfechten werden. Der Kreis der Geschichte schließt sich.

Denn hier, in den engen Gassen zwischen den Häusern und der Kirche und der Burgruine, spielte sie *trapette* mit den Kindern der spanischen Flüchtlinge. Und hier, in der mattgrünen Dämmerung, inmitten des betörenden Dufts nach Thymian und Rosmarin, küsste sie zum ersten Mal einen Jungen. Einen der Rousset-Brüder. Er war nervös, hatte Angst, seine Großmutter könnte aus dem Fenster schauen und sie sehen. Sophie erinnert sich an ein linkisches Zusammenstoßen von Zähnen. Und an das Gefühl, etwas Dunkles und Verbotenes und Erwachsenes zu tun. Sie schließt die Augen. Yves Rousset, oder war es Pierre? Sie hält es nicht mehr für wichtig. Aber vor ihrem geistigen Auge sieht sie Raoul, nicht das arglose Gesicht eines Jungen, der schon lange tot ist.

Alles ist so ruhig, so still. Der endlos blaue Himmel ist leer, keine Schwalben, die umherjagen und ihre Kreise ziehen. Die Finken singen nicht. Sie wissen, was kommt, auch sie spüren es, so wie in der letzten Woche jede der Frauen die Anspannung bis in die Fingerspitzen gespürt hat, als kriechendes Frösteln auf der Haut. Eloise war die erste, die geschnappt wurde, vor fünf Tagen im Hôtel Moderne et Pigeon in Limoux. Vier Tage später wurde Geneviève in Couiza verhaftet. Die Tatsache, dass Schiffner, der stellvertretende Kommandeur der Gestapo, persönlich dabei war, bestätigte Sophie, dass das Netzwerk verraten worden war. Von diesem Moment an wusste sie, dass es nur noch eine Frage von Stunden oder höchstens Tagen war. Das Spinnennetz von Kontakten führte von Carcassonne nach Süden zu diesen Bergen, diesem Flusstal der Sals, diesen Ruinen.

Sie versucht, nicht an ihre Freundinnen zu denken, eingekerkert in der Caserne Laperrine am Boulevard Barbès oder innerhalb der grauen Mauern des Gestapo-Hauptquartiers an der Route de Toulouse, fürchtet, dass sie leiden. Sie weiß, wie lang die Nächte in diesen dunklen, engen Zellen sein können, kennt das Grauen vor der bleichen Morgendämmerung, vor dem Knirschen des Schlüssels im Türschloss. Sie ist in erstickendes schwarzes Wasser getaucht worden, hat brutale Hände an der Kehle, zwischen den Beinen gespürt. Hat das Flüstern gehört, das dazu verführen will, einfach aufzugeben, und weiß, wie schwer es ist, zu widerstehen.

Sophie lässt den Kopf auf die Arme sinken. Sie ist so müde, hat das alles so satt. Und obwohl sie Angst hat vor dem, was ihr bevorsteht, wünscht sie sich nichts sehnlicher, als dass es vorbei ist.

»Erhebt euch, ihr Heere der Luft.«

Eine Maschinengewehrsalve gellt aus den Bergen, und das Stakkatoknattern einer Automatikwaffe antwortet aus der Nähe. Sophies Gedanken zersplittern wie Glas. Schon ist sie auf den Beinen, zieht ihre Walther P38 aus dem Gürtel. Die Pistole ist mit Gänsefett eingeschmiert, damit der Mechanismus nicht klemmt. Das Gewicht in der Hand ist beruhigend, vertraut.

Sie springt aus der Deckung und rennt geduckt, bis sie den Rand des Sauzède-Grundstücks erreicht. Früher wurden hier Hühner und Gänse gehalten, aber die Tiere sind längst verschwunden, und die Tür zu dem Gehege hängt schief in den kaputten Angeln.

Sophie flankt über die niedrige Mauer und landet auf Strohresten und unebener Erde. Dann geht es weiter, im Zickzack von einem Garten zum nächsten. Sie kommt von Osten her ins Dorf, schleicht durch den ungepflegten Friedhof, dessen Grabsteine wie lose Zähne in der trockenen Erde stecken. Nachdem sie die Rue de la Condamine überquert hat, huscht sie in das winzige Gässchen, das steil am runden Turm

vorbei nach unten führt, bis sie den Place de la Mairie sehen kann.

Sie hat richtig vermutet: Das ganze Dorf ist hier zusammengetrieben worden, unter der sengenden Sonne. Ein Lastwagen der Feldgendarmarie steht quer auf der Rue de la Mairie, und ein schwarzer Citroën Traction Avant, ein Gestapo-Wagen, blockiert die Rue de l'Empereur, sodass die Dorfbewohner eingepfercht sind. Die Frauen und Kinder stehen aufgereiht auf der Westseite neben dem Kriegerdenkmal, die alten Männer auf der Südseite des Platzes. Sophie erlaubt sich ein grimmiges Lächeln. Die Aufstellung lässt vermuten, dass sie mit einem Angriff aus den Bergen rechnen, was gut ist. Dann sieht sie ein rotes Blutrinnsal und den Körper eines jungen Mannes, der ausgestreckt im Staub liegt, und ihre Miene verhärtet sich. Seine rechte Hand hebt sich zuckend, wie die einer Marionette an einem zerfaserten Faden, fällt dann herab.

Fünf Tote.

Sophie kann nicht sehen, wer das Kommando hat – die Reihe aus grauen Jacken und schwarzen Stiefeln, das Feldgrün der einfachen Soldaten, verstellt ihr den Blick –, aber sie hört den auf Französisch erteilten Befehl, dass niemand sich bewegen soll. Die Männer sind gut bewaffnet, ungewöhnlich gut. Handgranaten am Gürtel, Patronengurte über die Schulter geschlungen, in der Sonne glänzend wie Kettenhemden, manche mit M40-Maschinenpistolen, die Mehrheit mit K98-Karabinern.

Die Geiseln sind hin- und hergerissen zwischen Mut und Überlebenswillen. Sie möchten sich widersetzen, handeln, etwas tun, egal was. Aber ihnen ist eingeschärft worden, den Einsatz nicht zu gefährden, und außerdem sind sie wie gelähmt durch die Wirklichkeit des ermordeten jungen Mannes, der vor ihren Augen auf der Erde liegt. Jemand – seine Mutter, seine Schwester – schluchzt laut.

»*C'est fini?*«

Sophie stockt der Atem. Sie sieht alles, hört alles, kann es aber nicht mehr in sich aufnehmen.

Diese Stimme.

Sie hat darum gebetet, diese Stimme nie mehr zu hören. Sie hat gehofft, diesen Menschen nie mehr wiederzusehen.

Aber du wusstest, dass er kommt. Du wolltest es.

Das Knattern eines Maschinengewehrs aus der Burgruine reißt Sophie zurück in die Gegenwart. Einer der Soldaten wirbelt erschrocken herum und feuert wahllos in die Richtung. Auch er ist noch blutjung. Eine Frau schreit und zieht ihre Kinder schützend an sich. Jacques Cassou, Pétain-Anhänger, aber herzensgut, löst sich aus der Gruppe. Sophie weiß, was passieren wird, kann aber nur ohnmächtig zuschauen. Sie möchte ihn kraft ihres Willens zwingen, nur noch einen Moment zu warten, keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, doch der Mann ist in Panik. Er will in die Rue de la Condamine flüchten, zwingt seine müden, geschwollenen Beine, ihn fort von dem Grauen zu tragen, aber er ist ein leichtes Ziel. Sophie sieht, wie die Schmeisser-Maschinenpistolen den alten Mann niedermähen, wie er von der Wucht der Einschläge herumgerissen wird. Seine Tochter Ernestine, eine behäbige, herbe Frau, stürzt zu ihm und versucht, ihn aufzufangen. Doch sie ist zu langsam, er ist zu schwer. Jacques taumelt, fällt auf die Knie. Die Soldaten schießen weiter. Der zweite Kugelhagel streckt sie beide nieder. Sechs Tote. Sieben.

Die Welt bricht auseinander. Das Zeichen ist noch nicht gegeben worden, aber Marianne und Lucie haben die Schüsse gehört und schießen die erste Rauchpatrone vom Camp Grand ab. Sie fliegt über die Häuser und landet am Rand des Platzes neben dem Lastwagen, wo sie dichten grünen Rauch speit. Dann folgt noch eine Patrone und noch eine und noch eine, und sogleich wabern blaue und rosa und orangene und gelbe Rauchschwaden durch die stickige Luft. Die Soldaten verlieren die Orientierung und feuern sogar auf die eigenen Leute. Auch

sie sind hochgradig nervös, begreift Sophie. Was auch immer ihnen über diesen Einsatz gesagt wurde, sie wissen, dass irgend etwas nicht stimmt. Es ist keine normale Razzia.

»Halt! Feuer einstellen!«

Der Kommandant wiederholt seinen Befehl auf Französisch. Sofort ist die Disziplin wiederhergestellt, aber die Geiseln haben die Unterbrechung genutzt, um auseinanderzulaufen und sich, wie Marianne ihnen gesagt hat, in die Kirche, in das dichte Buschwerk unterhalb des Chemin de la Fontaine, in die Kellerräume des Pfarrhauses zu flüchten.

Sophie bleibt, wo sie ist.

Jetzt, da keine Zivilisten mehr auf dem Platz sind, eröffnen Suzanne und Liesl das Feuer aus der Burgruine und aus dem tiefen Dickicht entlang der Rue de la Mairie. Kugeln zischen. Eine Granate fliegt gegen das Kriegerdenkmal und detoniert.

Ein weiterer Befehl des Kommandanten, und die Gestapo-Einheit teilt sich auf. Einige greifen das Kontingent in den Bergen an, feuern wahllos, während sie die Rue de la Condamine entlang und hinaus in die Garrigue stürmen. Der Rest wendet sich der Burg zu. Durch den farbigen Rauch und den Staub hindurch erspäht Sophie die blauen Barette der französischen *miliciens*, die in die Rue de la Peur verschwinden, und begreift entsetzt, dass sie keine lebenden Zeugen zurücklassen wollen.

Es müssen noch mindestens sieben Soldaten auf dem Platz sein, aber ihr bleibt keine andere Wahl, als sich jetzt zu zeigen. Außerdem kann sie ihn sehen. Er steht in seiner Zivilkleidung neben dem Auto, die rechte Hand auf der Motorhaube, seine Mauser locker in der linken. Er wirkt ruhig, unbeteiligt, während um ihn herum geschossen wird.

Sophie entsichert ihre Pistole und tritt hinaus ins Licht.

»Lassen Sie die Leute laufen.«

Spricht sie die Worte wirklich aus? Ihre Stimme scheint von weit her zu kommen, verzerrt, ein Flüstern unter tosendem Wasser.

»Es geht Ihnen doch nur um mich. Lassen Sie sie laufen.«
Dass er sie überhaupt hören kann beim Lärm der Schreie und Maschinengewehrsalven, scheint unmöglich, doch er dreht sich um, blickt genau in die nordöstliche Ecke des Platzes, wo sie steht. Diese Augen. Lächelt er, fragt sie sich, oder bekümmert es ihn, dass es so enden wird? Sie kann es nicht erkennen. Dann sagt er ihren Namen. Ihren richtigen Namen. Der sanfte Klang schwebt zwischen ihnen in der Luft. Drohung oder Flehen, sie weiß es nicht, aber sie spürt, wie ihre Entschlossenheit schwindet.

Wieder sagt er ihren Namen, und diesmal klingt er bitter aus seinem Mund, falsch. Ein Verrat. Der Bann ist gebrochen. Die Frau, die sich Sophie nennt, hebt den Arm. Und schießt.

TEIL I



*Der erste Sommer
Juli 1942*

CODEx I

|||||||

Gallien

Die Ebenen von Carsac

Juli 342

Der junge Mönch blickte über den Fluss und sah die Silhouette der Stadt auf dem Berg am anderen Ufer. Ein befestigtes *castellum*, die niedrigen Mauern klar erkennbar im schimmernden Licht der Morgendämmerung. Eine steinerne Krone auf den grünen Ebenen von Carsac. Die Hänge rings um die Siedlung waren ertragreich, fruchtbar, ergiebig. Weinreben in zahllosen Reihen, ausgefächert wie ein Pfauenschwanz. Silbrige Olivenbäume und lilablaue Feigen, die an den Zweigen reiften, Mandelbäume.

Im Osten stieg die weiße Sonne an einem blassblauen Himmel auf. Arinius trat näher ans Flussufer. Nebel hing tief über der silbernen Oberfläche des Atax. Zu seiner Rechten ein lichter Wald aus Holunderbüschen und Eschen. Schilfrohr wiegte sich leicht im Wind. Die unverkennbare Engelwurz, mit ihren hohlen, gerillten Stängeln, die aufrecht standen wie Soldaten, die Blätter so groß wie seine Hand. Die glockenförmigen rosa Blüten des Beinwells. Hier und da ein Plätschern von Fischen oder Schlangen, Ruderwanzen, die sich lautlos über die spiegelglatte Wasseroberfläche bewegten.

Der junge Mönch war Woche um Woche, einen Monat, zwei Monate gewandert und gewandert und gewandert. Er war dem

Lauf des großen Rhodanus von Lugdunum gen Süden gefolgt, Richtung Meer. Jeden Morgen hatte er sich vor der Laudes erhoben und war mit der Erinnerung an das sanfte Stimmengemurmel seiner Brüder im Kopf allein weitergezogen. In der Hitze des Tages, während der Stunden zwischen Sext und Non, hatte er in den dichten Wäldern oder in Schäferhütten Schutz vor der Sonne gesucht. Am späten Nachmittag dann, sobald die ersten Klänge der Vesper aus der Kapelle der jeweiligen Gemeinde ertönten, war er erneut aufgebrochen. Tage und Nächte waren im Rhythmus der Tagzeitenliturgie vergangen. Eine langsame und stetige Reise von Ost nach West.

Arinius wusste nicht genau, wie lange er schon unterwegs war, nur dass der Frühling sachte in den Frühsommer übergegangen war. Die Farben von April und Mai, weiße Blüten und gelber Ginster und rosa Phlox, waren dem Gold von Juni und Juli gewichen. Den grünen Weinbergen und weiten Gerstenfeldern der Gallia Narbonensis. Dem Wind, der über die kargen Salzebenen und den blauen Golf des Sinus Gallicus peitschte. Dieser Abschnitt der Reise folgte der alten Römerstraße Via Domitia, auf der Wegzölle und Steuern erhoben wurden. Es war ihm ein Leichtes gewesen, sich unter die Kaufleute und Händler zu mischen, die Richtung Hispania unterwegs waren.

Arinius hustete und zog den grauen Kapuzenumhang enger um seine schmale Gestalt, obwohl es wahrhaftig nicht kalt war. Der Husten war wieder schlimmer geworden, und seine Kehle war wund. Er raffte den Stoff am Hals zusammen und steckte ihn mit seiner Brosche fest. Eine Bronzefibel in Form eines Kreuzes, das mit winzigen weißen Emaille-Eichenblättern an den vier Armen und mit einem grünen Blatt in der Mitte verziert war. Sie war die einzige persönliche Habe, von der Arinius sich nicht hatte trennen wollen, als er der Gemeinschaft beitrat. Ein Geschenk seiner Mutter Servilia, an dem Tag, als die Soldaten kamen.

Er blickte über den Atax hinweg auf die Mauern der Stadt und dankte Gott für seine Rettung. Er hatte gehört, dass dort Men-

schen aller Glaubensrichtungen Schutz gewährt wurde. Dass Gnostiker und Christen und solche, die noch älteren Religionen anhängen, dort friedlich beisammen lebten.

Arinius hob die Hand an die Brust, um das einzelne Papyrusblatt unter seiner Tunika zu ertasten. Er dachte an seine Mitbrüder in Christo. Wie er selbst schmuggelte jeder von ihnen die Abschrift eines verbotenen Textes aus der Gemeinschaft. Sie hatten sich in Massilia getrennt. Von dort sollte einer von ihnen versuchen, die Heilige Stadt Jerusalem zu erreichen, ein anderer das ägyptische Memphis und der Letzte Theben in Oberägypten. Arinius würde nie erfahren, ob sie wohlbehalten ans Ziel gelangt waren, ebenso wie sie nie wieder von ihm hören würden. Jeder von ihnen war auf sich allein gestellt.

Arinius betrachtete sich selbst als einen gehorsamen und willigen Diener Gottes. Er war kein besonders mutiger oder gelehrter Mann, aber seine Überzeugung, dass die heiligen Schriften nicht zerstört werden sollten, hatte ihm Kraft gegeben. Er hatte nicht mit ansehen können, wie die Worte von Maria Magdalena und Thomas und Petrus und Judas verbrannten. Arinius erinnerte sich noch an das Knistern der züngelnden Flammen, rot und weiß und golden, als die kostbaren Schriften dem Feuer übergeben wurden. Papyrus und Pergament, Bögen und Schriftrollen, Griechisch und Hebräisch und Koptisch in schwarze Asche verwandelt. Der Geruch nach Schilf und Wasser und Leim und Wachs im gepflasterten Hof der Gemeinschaft in der Hauptstadt Galliens, die seine Heimat gewesen war.

Der Papyrus bewegte sich unter seiner Tunika wie eine zweite Haut. Arinius verstand den Text nicht; er konnte die koptische Schrift nicht lesen, und außerdem waren die Buchstaben verschmiert und rissig. Er verstand nur, dass die sieben Verse dieses kürzesten der Codices eine Macht enthielten, die absolut war. So überwältigend wie die in den alten Schrif-

ten des Exodus oder im Buch Henoch, Daniel oder Ezechiel. Bedeutender als alles Wissen, das in den Mauern der großen Bibliotheken von Alexandria und Pergamon aufbewahrt wurde.

Arinius hatte gehört, wie ein Mitbruder einige Zeilen daraus deklamierte, und er hatte sie nie vergessen. Eine Beschwörung, wunderbare Worte, die durch die kühlen Gänge der Gemeinschaft in Lugdunum hallten. Der Abt hatte darauf mit großem Zorn reagiert. Er hielt diesen Codex für den gefährlichsten aller verbotenen Texte in der Bibliothek und verfügte, dass es sich dabei um Zauberei, um Hexenwerk handelte. Diejenigen, die den Text verteidigten, wurden als Häretiker verfemt. Feinde des wahren Glaubens.

Doch Arinius glaubte fest daran, dass er die heiligen Worte Gottes bei sich trug. Dass es sein Schicksal war, vielleicht sogar sein Daseinszweck auf Gottes Erde, dafür zu sorgen, dass die Wahrheit des Codex nicht verloren ging. Alles andere war unwichtig.

Der Ruf einer Glocke zur Laudes ertönte. Ein schlichter Klang, der ihn heimrief. Arinius blickte zu der Stadt auf dem Berg und betete darum, dass sie ihn willkommen heißen möge. Dann fasste er seinen Wanderstab in die rechte Hand, betrat die Holzbrücke und ging Richtung Carcaso.

KAPITEL 1



Carcassonne

Juli 1942

Sandrine schreckte aus dem Schlaf. Kerzengerade, die Augen weit aufgerissen, die rechte Hand ausgestreckt, als wollte sie etwas fassen. Einen Moment lang war es, als wäre ein Teil von ihr noch in dem Traum geblieben, als würde sie aus großer Höhe auf sich selbst hinabschauen.

Ein Gefühl, als fiele sie aus der Zeit, durch weißen, endlosen Raum von einer Dimension in eine andere. Dann rannte und rannte sie, floh vor den Gestalten, die sie jagten. Verschwommene Umrisse aus Weiß und Rot und Schwarz, Blassgrün, die Gesichter verborgen unter Kapuzen und Schatten und Flammen. Immer wieder das scharfe Glänzen von Metall, wo Haut hätte sein sollen. Sandrine konnte sich nicht erinnern, wer die Soldaten waren oder was sie wollten, ob sie es überhaupt je gewusst hatte, und schon jetzt verblasste der Traum. Nur ein Gefühl von Gefahr, von Verrat, blieb zurück. Und auch das verlor sich bereits.

Allmählich wurde das Zimmer um sie herum deutlich. Sie lag sicher in ihrem eigenen Bett, in dem Haus in der Rue du Palais. Als ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten, konnte sie den Schreibtisch aus gebleichtem Mahagoni erkennen, der an der Wand zwischen den beiden Fenstern stand. Rechts von ihrem Bett die Couch mit dem verwaschenen grünen Seidenbezug und den Blumenständer aus Bambus. Gegenüber, neben der Tür, das niedrige, prall gefüllte Bücherregal.

Sandrine schlang die nackten Arme um die Knie, fröstelte in der kühlen Luft des frühen Morgens. Sie griff nach der Daunendecke, als würde sie sich weniger unwirklich, weniger durchlässig fühlen, wenn sie etwas Reales berührte, doch ihre

Finger ertasteten nur das Baumwolllaken. Die Daunendecke lag auf dem Boden neben dem Bett, offenbar während der Nacht weggestrampelt.

Sie konnte die Zeiger der Uhr auf der Kommode nicht erkennen, aber etwas an dem Licht, das durch die Jalousien drang, an dem Gesang der Amseln draußen, verriet ihr, dass es fast Morgen war. Sie musste nicht aufstehen, aber sie wusste, dass sie nicht wieder einschlafen könnte.

Sandrine schlüpfte aus dem Bett und schlich auf Zehenspitzen durchs Zimmer, wobei sie versuchte, nicht auf die besonders laut knarrenden Dielenbretter zu treten. Ihre Kleidung lag wild durcheinander über der Lehne des Korbstuhls am Fußende des Bettes. Sie streifte ihr Nachthemd ab und ließ es zu Boden fallen. Sie war achtzehn Jahre alt, sah aber noch immer so jugendlich aus wie als Kind, wie ein *garçon manqué*. Sie war rank und schlank, hatte nichts Weiches an sich. Ihr schwarzes Haar war unbezähmbar, und sie hatte den dunklen, sonnengebräunten Teint eines Mädchens vom Lande. Puder half nichts dagegen. Während sie ihre dünnen Arme in die Baumwollbluse schob, bemerkte sie einen Fleck an der Innenseite des Rundkragens, wahrscheinlich von dem Gesichtspuder ihrer Schwester, mit dem sie gestern herumexperimentiert hatte. Sie rieb mit dem Daumen darüber, aber der Fleck blieb hartnäckig.

Der Rock war zu groß, aus zweiter Hand. Marieta, die Haushälterin, hatte Haken und Öse versetzt, gut fünf Zentimeter in der Taille herausgenommen, und obwohl er nicht ganz richtig fiel, war er jetzt tragbar. Sandrine mochte das Gefühl des Satinfutters an den Beinen, das Schachbrettmuster, bei dem abwechselnd rote und schwarze und goldene Quadrate zu sehen waren, wenn sie ging. Außerdem trug mittlerweile alle Welt Sachen aus zweiter Hand. Den ärmellosen dunkelroten Pullover hatte Marieta letzten Winter für sie gestrickt, und auch wenn er farblich nicht besonders gut zu ihrem Teint passte, irgendwie stand er ihr auch.

Sandrine setzte sich auf die Stuhlkante und zog ihre *écossaises* an, die heiß geliebten, karierten Kniestrümpfe, die ihr Vater als Geschenk aus Schottland mitgebracht hatte. Es war seine letzte Reise gewesen. François Vidal war einer der vielen Carcassonnais gewesen, die in den Krieg gezogen und nicht zurückgekommen waren. Nach monatelanger Untätigkeit ohne irgendwelche Kampfhandlungen – dem sogenannten *drôle de guerre*, dem seltsamen »Sitzkrieg« – war er am 18. Mai 1940 mit fast seiner gesamten Einheit in den Ardennen gefallen. Ein Befehlswirrwarr, ein Hinterhalt, zehn Männer tot.

Das war zwei Jahre her. Sie vermisste ihren Vater noch immer und wurde oft von bösen Träumen heimgesucht, aber sie und Marianne hatten gelernt, ohne ihn zurechtzukommen. Und so sehr Sandrine sich auch dagegen wehrte, sein Gesicht und sein gültiges Lächeln wurden mit jedem Monat, der verging, in ihrer Erinnerung immer undeutlicher.

Im Osten ging die Sonne auf. Licht drang durch das Buntglas des Bogenfensters im Treppenhaus und warf ein Kaleidoskop aus blauen und rosa und grünen Rauten auf die rostroten Fliesen. Sandrine zögerte einen Moment vor der Tür ihrer Schwester. Sie wollte sich zwar aus dem Haus schleichen, aber sie verspürte plötzlich den Drang, nachzusehen, dass Marianne wohlbehalten in ihrem Bett lag.

Sandrine legte eine Hand auf die verzierte Metallklinke, trat ein und tappte auf leisen Sohlen zum Bett. In dem grauen Dämmerlicht konnte sie den Kopf ihrer Schwester auf dem Kissen erkennen, die Papierknoten und Haarwickler in ihrem braunen Haar. Mariannes Gesicht war so schön wie immer, doch um die Augen herum waren haarfeine Sorgenfältchen. Sandrine sah die Schuhe vor dem Bett stehen. Sie runzelte die Stirn, fragte sich, wieso sie dick mit Schlamm verkrustet waren.

»Marianne?«, flüsterte sie.

Ihre Schwester war fünf Jahre älter. Sie unterrichtete Geschichte an der École des Filles am Square Gambetta, verbrachte aber viel Zeit in dem vom Roten Kreuz betriebenen Zentrum in der Rue de Verdun. Die stille und charakterfeste Marianne hatte sich als Freiwillige zum Croix-Rouge gemeldet, nachdem Frankreich im Juni 1940 kapituliert hatte und Tausende Vertriebene aus der besetzten Zone ins Languedoc geflohen waren. Damals war sie für die Beschaffung von Nahrung, Unterkunft und Decken für die Flüchtlinge zuständig gewesen. Jetzt bestand ihre Aufgabe darin, den Zustand der Häftlinge zu überwachen, die in Carcassonne im Gefängnis saßen oder in Internierungslager in den Bergen geschickt wurden.

»Marianne«, flüsterte Sandrine erneut. »Ich geh raus. Bin bald wieder da.«

Ihre Schwester murmelte irgendetwas Unverständliches und drehte sich im Bett um, wurde aber nicht wach.

In dem Gefühl, ihre Pflicht getan zu haben, ging Sandrine vorsichtig wieder aus dem Raum und schloss leise die Tür. Marianne sah es nicht gern, wenn sie frühmorgens schon draußen war. Es galt zwar keine Ausgangssperre in der *zone non-occupée* – die *zone nono*, wie sie genannt wurde –, aber es gab regelmäßig Patrouillen, und die Atmosphäre war häufig angespannt. Doch nur in der frühmorgendlichen Stille, frei von den Zwängen und Forderungen und Kompromissen des Alltags, fühlte Sandrine sich wirklich unverfälscht. Diese Augenblicke der Freiheit würde sie nicht aufgeben, solange sie es nicht musste.

Sandrine ließ auf dem Weg nach unten durch das friedlich schlafende Haus die Hand über das warme Holz des Treppengeländers streifen. Einen Moment lang fragte sie sich, ob andere Mädchen zu anderen Zeiten ähnlich empfunden hatten wie sie. Eingesperrt, im Schwebezustand zwischen Kindheit und Erwachsensein. In der Luft um sie herum flatterte und seufzte und atmete der Widerhall all jener bangen Herzen und gefan-

genen Geister. So viele verschiedene Leben, die über die Jahrhunderte hinweg in den engen Straßen der mittelalterlichen Cité oder in der Bastide Saint-Louis gelebt worden waren, flüsterten und schrien um Gehör. Sandrine konnte sie nicht verstehen, noch nicht, aber eine gewisse Ruhelosigkeit lag in ihrem Blut, strömte ihr durch die Adern.

Denn der alte Geist des Midi, der tief im Gedächtnis der Berge und Hügel und Seen und des Himmels begraben war, hatte schon vor langer Zeit begonnen, sich zu rühren. Zu sprechen. Die weißen Knochen derjenigen, die auf dem Cimetière Saint-Michel, auf dem Cimetière Saint-Vincent und auf den Friedhöfen im Haute Vallée ruhten, erwachten allmählich. Es regte sich etwas in den Städten der Toten, gemurmelte Worte wurden vom Wind weitergetragen.

Der Krieg war auf dem Weg in den Süden.

KAPITEL 2



Ein schmaler Korridor mit hoher Decke führte vom Fuß der Treppe zur Haustür. Sandrine setzte sich auf die unterste Stufe, um die Schuhe zuzubinden, und ging dann zur Garderobe. Zwei Schirme im Ständer, etliche Hüte an sechs Messinghaken, jeweils drei zu beiden Seiten des Spiegels. Sandrine wählte ein weinrotes Barett aus. Sie setzte es auf und musterte sich kritisch im Spiegel, zupfte ein paar Locken unter dem Rand hervor. Dann hörte sie Topfklappern und das Schlagen der Fliegengittertür. Also war Marieta schon auf. Damit war die Chance dahin, sich unbemerkt aus dem Haus schleichen zu können. Sandrine ging den Korridor entlang zur Küche. Als kleines

Mädchen hatten sie und Marianne viel Zeit dort verbracht. Ihre Schwester kochte gern und wollte immer Neues dazulernen. Sandrine war zu ungeduldig und machte immer alles in Eile. Als sie drei oder vier war, saß sie im Sommer auf dem Abtropfbrett neben dem Spülstein und half die Kirschen abseihen, aus denen Marmelade gemacht wurde. Mit sechs durfte sie die Teigschüssel auslecken, wenn Marieta Kuchen für den Ball backte, der am Abend von Carcassonnes Fête de Saint-Nazaire stattfand und traditionell mit der *bataille des gabels* eröffnet wurde. Mit acht streute sie Mehl auf den alten Holztisch, während Marieta Marianne beibrachte, wie man den Teig für ihr *pan de blat* knetete, das kräftige Weizenbrot, das in den Bäckereien von Couiza nicht zu bekommen war.

Sie blieb in der offenen Tür stehen. Marieta meckerte oft, dass die Küche zu klein sei, aber sie war kühl und gut bestückt und praktisch. Metalltöpfe und Pfannen hingen an Haken über dem modernen Gasherd. Die tiefe Emaille-Spüle hatte ein großes Abtropfbrett, und Teller und Tassen fanden reichlich Platz in einem geräumigen Küchenschrank. Hohe Fenster nahmen die gesamte Rückwand ein. Trotz der frühen Stunde waren alle weit geöffnet. Wilder Rosmarin, Estragon und Thymianzweige trockneten an einem Holzgestell, das von der Decke hing.

»Marieta«, sagte sie. »*Coucou, c'est moi.*«

Marieta saß mit dem Rücken zu ihr am Tisch und atmete schwer. Unter dem Hauskittel mit einem Muster aus gelben und rosaroten Feldblumen trug sie wie üblich Schwarz. Ihr einziges Zugeständnis an die Jahreszeit war der Stoff: Kattun statt Wolle. Bis zum Hals und an den Bündchen zugeknöpft, dunkle Strümpfe und die unvermeidlichen schweren Holzschuhe. Graue Haarsträhnen waren aus dem Nackenknoten gerutscht, und ihr Atem ging pfeifend.

»*Coucou*«, wiederholte Sandrine und legte der alten Frau eine Hand auf die Schulter.

Marieta fuhr zusammen. »*Madomaisèla!*«

»Entschuldigung, ich wollte dich nicht erschrecken.«

»Wieso bist du schon auf?«

»Konnte nicht mehr schlafen.«

Marieta musterte sie von oben bis unten, sah ihr Barett und die festen Schuhe.

»Du weißt, deine Schwester möchte nicht, dass du allein losziehst.«

»Ich hab's ihr gesagt.«

Marieta hob die Augenbrauen. »Aber hat sie's auch gehört?«

Sandrine wurde rot. »Ich wollte sie nicht wecken.«

Die Haushälterin beugte sich vor und zupfte ein rotes Wollfädchen von Sandrines Rock.

»Und wenn Madomaisèla Marianne fragt, wo du bist?«

»Wird sie nicht. Sie ist gestern schrecklich spät nach Hause gekommen.« Sandrine stockte. »Weißt du, wo sie war?«

Ihre Blicke trafen sich. An der Uhr über der Tür tickte der Sekundenzeiger, einmal, zweimal, dreimal.

Marieta war das Rückgrat des Hauses. Sie stammte aus Rennes-les-Bains, war tiefgläubig und loyal und hatte ihr Leben lang anderen gedient. Als junge Frau hatte sie ihren Mann im Grande Guerre verloren und war vor achtzehn Jahren ins Haus gekommen, nachdem Madame Vidal überraschend verstorben war.

Sie behauptete, sich in Carcassonne wohlfühlen, doch Sandrine wusste, dass sie die Wälder ihrer Kindheit vermisste, die stillen Dorfstraßen von Coustaussa und Rennes-les-Bains. Als 1939 der Krieg ausbrach, bewahrte Marieta die Ruhe und sagte nur, sie habe den letzten Krieg überlebt und würde auch den nächsten überleben. Nach dem Telegramm, aus dem sie von Monsieur Vidals Tod erfuhren, war keine Rede mehr davon gewesen, dass sie nach Hause zurückkehren würde.

»Weißt du's?«, fragte Sandrine erneut.

Marieta überhörte die Frage. »Also wenn du unbedingt rauswillst, solltest du wenigstens was im Magen haben.«

Sandrine seufzte. Es war sinnlos, Marieta etwas entlocken zu wollen, worüber sie nicht reden wollte.

»Ja, ich hab Hunger«, gab sie zu.

Marieta hob das Leinentuch an, das auf dem Tisch lag, und darunter kam ein frisch gebackener Laib Brot zum Vorschein, der auf einem Metallrost abkühlte und köstlich nach Mehl, Rosmarin und Salz duftete.

»Weißbrot!«

Marieta schnitt eine Scheibe ab und deutete dann auf den blauen Porzellanteller mitten auf dem Tisch.

»Und Butter«, sagte sie. »Heute Morgen geliefert.«

Sandrine schlang die Arme um die alte Frau, ohne einen Gedanken daran, dass Marieta das peinlich sein könnte. Der vertraute Geruch nach Lavendelwasser und Schwefeltabletten war beruhigend, erinnerte sie an das Leben vor dem Krieg, vor dem Tod ihres Vaters. An einfachere und schönere Zeiten.

Marieta erstarrte. »Was ist los? Wieder mal schlecht geträumt?«

»Nein«, sagte sie. »Das heißt doch, ja, aber das ist nicht der Grund. Ich ...«

»Na dann, setz dich. Iss«, sagte Marieta, dann wurde ihre Stimme weicher. »Es wird alles gut, hörst du? Diese Zeiten dauern nicht ewig. Frankreich wird wieder Frankreich sein. Es gibt genug gute Menschen – Menschen mit Charakter, Menschen des Midi –, die werden uns nicht verkaufen. Nicht wie diese Verbrecher in Vichy.«

Sandrine starrte auf die Scheibe Brot. Ihr Appetit war plötzlich wie weggeblasen.

»Aber was, wenn es immer so bleibt? Wenn nichts besser wird und wir immerzu Angst haben, es könnte alles noch schlimmer werden?«

»Wir müssen Geduld haben«, erwiderte Marieta. »Abwarten. Die Deutschen werden nördlich der Linie bleiben, wir bleiben im Süden. Und irgendwann ist es vorbei. Jetzt iss dein Frühstück.«